

Nr. 217 Bromberg, den 22. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(21. Fortsetzung. —— Nachdruck verboten.

Unterwegs zeigte sich Diane sehr wortkarg. Oliver hielt ihr Schweigen für Ermattung und wunderte sich nicht darüber. Vielmehr schien es ihm erstaunlich, daß Diane nach den Erlebnissen der letzten Tage überhaupt schon zu einem so anstrengenden Ritt fähig war. Nur einmal, als er plötzlich den Kopf nach ihr wandte und dabei einen sonderbar finsteren Blick von ihr auffing, fragte er in neu erwachender Angst:

„Hast du mir auch wirklich ganz verziehen, Diane? Liebst du mich noch ebenso wie früher?“

Da kam wieder ein Lächeln in ihre Augen, und sie sagte: „Deine Rückkehr ist die Erfüllung des heißesten Wunsches, den ich je gehabt habe. Mehr kann ich dir doch nicht sagen!“ —

Der steinige Pfad wurde immer unbequemer. Bald führte er in Schluchten hinab, bald steile Hänge hinauf. Fortwährend trieb Diane zur Eile an; und als der von dem ungewohnten Fußmarsch erschöpfte Oliver die mittägliche Rast etwas länger ausdehnen wollte, sagte sie ungeduldig:

„Ich habe keine Lust, im Walde zu übernachten. Hier ist weit und breit keine Ortschaft. Wir müssen uns beeilen, damit wir unser Nachtquartier noch vor Eintritt der Dunkelheit erreichen.“

„Was ist denn das für ein Nachtquartier?“ fragte Oliver, während er sich seufzend wieder emporraffte.

„Das Haus von Onkel Chico.“

„Onkel Chico? Wer ist das?“

„Ein guter alter Mann“, war Dianes ganze Auskunft.

— — — — — — — — — — —

Onkel Chico, ein zwerghaft kleiner und verwachsener Neger von unbestimmbarem Alter, hauste mit vier hübschen jungen Frauen in einem einsamen Gehöft am Westabhang des Mont Noir. Man glaubte allgemein, daß er diese vier schwarzen Schönheiten gegen ihren Willen durch seine übernatürlichen Fähigkeiten an sich fessele. Vielleicht aber war es nur der Reichtum des häßlichen Zwerges, der die Frauen gelockt. Sie waren alle mit silbernem und goldenem Schmuck überladen, während Onkel Chico selbst nur mit einem zerissenen schmutzigen Lendentuch bekleidet ging.

Der Hexenmeister empfing die beiden Ankömmlinge sehr unfreundlich. Dianes Bitte um ein Nachtlager lehnte er zunächst schroff ab. Erst als Diane ihm hinter Olivers Rücken ein Zeichen machte, erklärte er sich bereit, den beiden für eine Nacht Obdach zu gewähren.

Während dieser Verhandlung waren die vier Frauen herbeigeeilt, starrten die Fremden neugierig an und tauschten dann ungeniert kichernd ihre Ansichten über Diane und Oliver aus. Besonders die Erscheinung des jungen weißen Mannes schien sie in freudige Erregung zu versetzen. Sie lächelten ihm kokett zu und drängten sich immer dichter an ihn heran. Als ihre Zudringlichkeiten überhand nahmen, wurde Onkel Chico eifersüchtig und jagte seine vier Eheliebsten unter wüstem Schimpfen und mit Stockhieben in ihre Hütten.

Am liebsten hätte Oliver Diane vorgeschlagen, das Gehöft Onkel Chicos zu verlassen und im Freien zu übernachten. Der schwarze Zwerg und seine ganze Ungebung machten einen unheimlichen und beängstigenden Eindruck auf ihn. Doch er wollte nicht feige erscheinen und fügte sich schweigend in die Lage.

Im Laufe des Abends wurde Onkel Chico immer freundlicher und ließ für seine Gäste sogar eine sehr schmackhafte Abendmahlzeit bereiten. Ein reichliches Geldgeschenk und ein paar hastig geflüsterte Worte Dianes hatten diese Wandlung vollbracht. Auch Dianes heimlicher Aufforderung, dem Amerikaner ein Schlafmittel in die Suppe zu mischen, war der Zwerg nachgekommen. —

Gegen Mitternacht, als Oliver und auch die vier Frauen schon längst fest schliefen, erhob sich Diane wieder und huschte aus der Hütte ins Freie. Onkel Chico erwartete sie schon. Es zeigte sich jetzt auch, daß er genau wußte, wer Diane war, obwohl er bisher so getan, als sei sie ihm völlig fremd. Auch über den Tod von Mama Zouzou, mit der er nie auf gutem Fuß gestanden, zeigte er sich bereits unterrichtet.

Als Diane ihre Wünsche vorgetragen hatte, sagte der Zwerg: „Was du da von mir verlangst, steht nicht in meiner Macht. Es hat keinen Zweck, daß wir noch weiter davon reden.“

„Weshalb warst du dann aber schon dreimal angeklagt, es getan zu haben?“ fragte Diane spöttisch.

„Weil es böse Menschen gibt, die mich verleumdet haben. Man hat mir ja auch keine Schuld nachweisen können. Ich beherrsche, wie gesagt, diese Kunst nicht.“

„Schlimm genug! Dann stehst du also zu Unrecht in dem Ruf, der geschickteste Bocor von ganz Haiti zu sein.“

Der Zauberer zuckte die Achseln und spuckte seitlich durch die Zähne, um anzudeuten, wie gleichgültig ihn Dianes Meinung lasse.

„Und wenn ich dir tausend Gourdes biete?“ fragte sie. „Läßt du dann vielleicht mit dir reden?“

In Onkel Chicos bisher gleichgültige Miene kam jetzt Leben: „Tausend Gourdes? Das ist allerdings... das ist zu wenig, viel zu wenig. Wenn du das Zehnfache bieten würdest.“

Diane lachte leise auf „Du machst Späße, Onkel Chico. Übrigens besteht mein ganzes Vermögen nur in dreitausend Gourdes Und ich muß noch lange von diesem Geld leben.“

In Wirklichkeit trug Diane gegen achtzehntausend Gourdes bei sich Das war alles, was ihr Leon Henriquez im Laufe der vielen Monate ausbezahlt hatte; auch die Anzahlung auf die Villa, soweit der Anwalt sie nicht unterschlagen hatte, war dabei. Doch sie durfte nicht verschwenderisch mit dem Gelde umgehen, weil sie noch einen anderen

Plan verfolgte, dessen Verwirklichung eine große Summe kosten konnte. —

Nach langem Feilschen einigte man sich auf zweitausend Gourdes, und der Bocor versprach, sogleich an die Zubereitung seiner Geheimmittel zu gehen.

„Wie und wann soll ich ihm die Mittel reichen?" erkundigte sich Diane.

„Das erste Mittel geht dich nichts an. Ich selbst werde es ihm in sein Frühstück mischen. Das zweite Mittel wird auch in wenigen Stunden fertig sein. Komm kurz vor Sonnenaufgang wieder in den Hof. Ich gebe es dir dann und erkläre dir seine Anwendung. — Aber verschlafe nicht die Zeit!"

„Wie lange dauert es, bis die Wirkung des ersten Mittels eintritt?" fragte Diane, nur mit Mühe ihre freudige Erregung verbergend.

„Morgen um die Mittagszeit werden sich die ersten Anzeichen bemerkbar machen. Gegen Sonnenuntergang wird sein Geist beginnen sich zu verwirren. So lange er noch bei Verstand ist, darfst du ihn nicht mit anderen Menschen zusammenkommen lassen; denn falls er Verdacht gegen mich schöpfen sollte, könnte er mich sonst noch verraten."

„Woran merke ich, daß sich sein Geist so weit verwirrt hat, daß diese Gefahr nicht mehr besteht?"

„Wenn er mit Personen spricht, die ein Mensch von klarem Verstand nicht wahrnimmt. Auch dieser Zustand wird schnell vorübergehen. Er wird dann in Bewußtlosigkeit verfallen und nicht mehr daraus erwachen. Vor allem aber merke wohl: Das zweite Mittel wirkt nur in den ersten drei Tagen nach dem Tode; später nicht mehr!"

*

Am folgenden Morgen zeigte sich Diane zu Olivers Verwunderung wie verwandelt. Sie war heiter und gesprächig wie in den ersten schönen Tagen ihrer Liebe.

Gleich nach dem Frühstück setzten sie ihren Marsch fort, der sie bis zum Abend nach Port au Prince bringen sollte. Der Weg war nicht mehr so anstrengend und führte häufig bergab. Oliver, der jetzt nicht mehr daran zweifelte, daß Diane seine Untreue vergeben und vergessen habe, war überglücklich. Er schwelgte in Zukunftsplänen und Liebesbeteuerungen, und Diane wehrte seinen Zärtlichkeiten nicht.

So verging der Vormittag. Dann verlief alles so, wie es Onkel Chico vorausgesagt hatte:

Um die Mittagszeit wurde Oliver sehr matt und klagte über Kopfschmerzen, die sich im Laufe der nächsten Stunden immer mehr steigerten. Dann setzten Fieber und Schüttelfrost ein. Es schien Oliver anfangs nicht zweifelhaft, daß es sich wieder um einen Malariaanfall handle. Erst als am Nachmittag sehr schmerzhafte Magenkrämpfe eintraten, bekam er es mit der Angst und fragte Diane unter Stöhnen, was sie von diesem Zustand halte.

„Vielleicht hat dich Onkel Chico vergiftet, und du mußt sterben", antwortete sie lächelnd.

„Ich bin jetzt wirklich nicht zu Scherzen aufgelegt, Diane!" rief Oliver beleidigt. Dann setzte er sich am Wegrand nieder und erklärte, sich vor Schmerzen windend: „Ich kann nicht weiter, — mit dem besten Willen nicht."

Nun erst bequemte sich Diane, vom Pferd zu steigen und es Oliver anzubieten. Mit ihrer Hilfe kam er mühsam in den Sattel. Um die Zügel halten zu können, war er schon zu schwach. Diane mußte das Pony führen. Auf Olivers Klagen und Jammern hatte sie nur spöttische Antworten. Er begriff nicht, was plötzlich in sie gefahren sein mochte.

Sie kamen nur langsam vorwärts. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, als sie nicht mehr weit von Pétionville entfernt waren, wurden Olivers Schmerzen so furchtbar, daß er sich nicht mehr länger auf dem Pferde halten konnte. Er glitt aus dem Sattel und wälzte sich wimmernd am Boden.

Diane stand wortlos neben ihm und beobachtete verstohlen lächelnd seine Qualen.

„Diane, was ist in dich gefahren?" stöhnte er. „Hast du denn kein Mitleid?"

„Was soll ich denn tun?" fragte sie gleichgültig. „Ich kann dich doch nicht auf den Rücken laden."

„Reite schnell nach Pétionville und hole ein paar Männer, die mich ins Hospital nach Port au Prince tragen sollen."

Diane rührte sich nicht.

„Diane! Diane, hörst du denn nicht?" rief Oliver verzweifelt.

„Ich werde mich hüten, die Leute auf mich aufmerksam zu machen! — Hier hast du einen Zettel und einen Stift. Schreibe, was ich dir diktiere!"

Mit äußerster Willenskraft richtete sich Oliver ein wenig auf und kritzelte die Worte auf das Papier, die ihm Diane vorsagte:

„Ich liege todkrank... am Wege von Pétionville nach dem Mont Noir,... nur eine halbe Stunde... von Pétionville entfernt. Bitte holt mich dort ab... und bringt mich ins Hospital... Oliver Barring."

Als Oliver diese Worte endlich niedergeschrieben hatte, nahm Diane den Zettel und steckte ihn zu sich. Aber sie machte keinerlei Anstalten, die Nachricht zu befördern.

„Diane, weshalb reitest du nicht los?" wimmerte Oliver. „Willst du mich denn hier elend sterben lassen?"

„Ob du hier stirbst, Oliver, oder im Hospital, kann dir doch eigentlich ganz gleich sein", erwiderte Diane kalt. „Aber beruhige dich, ich sorge schon in meinem eigenen Interesse, daß du noch rechtzeitig nach Port au Prince kommst. Du hast noch vierundzwanzig Stunden Zeit bis zu deinem Tode."

„Diane! Was heißt das?" Oliver rafft sich auf, steht im nächsten Augenblick auf den Füßen und starrt Diane entsetzt ins Gesicht.

„Ich habe es dir ja schon gesagt, aber du hast es für einen Scherz gehalten: Onkel Chico hat dich vergiftet, — auf meine Veranlassung! Und weißt du, weshalb? — Hier! Deswegen!" Diane hat das anonyme Schreiben hervorgezogen und hält es Oliver vor die Augen.

Er blickt darauf, erkennt es und stößt einen gellenden Schrei aus. Dann stürzt er, von einem Faustschlag Dianes ins Gesicht getroffen, wieder zu Boden und die Sinne schwinden ihm. —

Neue unerträgliche Schmerzen bringen Oliver wieder zum Bewußtsein. Und nun beginnt er um sein Leben zu betteln:

„Diane! Laß mich nicht sterben! Du weißt, daß ich nichts Böses gewollt habe! Ich wollte ja nur unsere Flucht ermöglichen, weil ich dich liebte und nicht ohne dich leben konnte! Mein Onkel hatte mir gesagt, daß den Geiseln noch nie etwas Schlimmes geschehen ist!"

Diane zuckt wie bedauernd die Achseln: „Was du gewollt hast, ist mir gleichgültig. Nur was du getan hast, kommt für mich in Betracht."

„Diane, hab Erbarmen! Laß mich nicht sterben! Es muß noch eine Rettung für mich geben! Hilf mir! Ich will nicht sterben! Ich will nicht!"

„Daß du sterben wirst, kann ich nicht mehr verhindern", erwidert Diane. Und in einem spöttischen tröstenden Tone fährt sie fort: „Aber ich verspreche dir, Oliver, daß du nicht lange tot sein sollst, — höchstens ein oder zwei Tage, vielleicht auch drei; aber länger bestimmt nicht. Denn den Tod verdienst du nicht; er ist zu gut für dich."

Oliver starrt sie einen Augenblick lang verständnislos an Dann brüllt er vor Entsetzen laut auf: Er hat sich wieder an jene schauerliche Erzählung des alten Spencer erinnert und plötzlich begriffen, was Diane mit ihm vorhat. Von neuem beginnt er, um sein Leben zu winseln, bis ihm unter den unerträglichen Schmerzen die Stimme versagt.

Nach einer Weile wird Oliver stiller, die Schmerzen scheinen nachzulassen. Er beginnt mit Menschen zu reden, die gar nicht anwesend sind: mit seiner verstorbenen Mutter, mit seinem Onkel, dann mit Freunden und Bekannten. Jetzt lächelt er sogar. — Allmählich werden seine Worte lallend und schließlich ganz unverständlich.

Diane hat das alles mit Spannung beobachtet. Nun endlich erhebt sie sich und schwingt sich auf das Pony. Noch einen Blick wirft sie auf den jetzt regungslos am Boden Liegenden zurück und murmelt: „Auf Wiedersehen, Oliver! Hoffentlich auf Wiedersehen!" Dann reitet sie schnell in der Richtung auf Pétionville davon.

Eine Weile später, als sie die ersten Häuser erreicht, ist es schon dunkel geworden, und sie kann gefahrlos den Weg nach Port au Prince fortsetzen. (Schluß folgt.)

Die kranke Kuh.

Erzählung von Marie Gerbrandt.

Herr Feldner, ein wohlhabender Landmann, lag eines Nachts im schönsten Schlummer, als es draußen an den Fensterladen pochte.

„Ist da jemand?!“ rief er auffahrend, noch halb im Traum.

„Ja, Herr!“ klang eine weinerliche Frauenstimme. „Ich möchte den Herrn sehr bitten — unsere Kuh ist uns krank geworden; wenn der Herr uns vielleicht einen guten Rat geben möcht' . . .“

„Dies ist doch ein starkes Stück!“ brummte Herr Feldner gegen seine gleichfalls wach gewordene Gattin. „Wecken sie mich aus dem besten Schlaf wegen ihrer Kuh! — Ihr seid die Schulzin — nicht?“ rief er hinaus.

„Ja, Herr!“ kam es kleinlaut zurück.

„Aha! — Na, warum kommt denn nicht Euer Mann?“

Darauf blieb die Antwort aus.

Herr Feldner wußte aber sehr wohl, warum der Arbeiter Schulz nicht selber gekommen war. Dieser hatte früher bei ihm in Dienst gestanden, aber einmal, im Trunk, sich höchst unbotmäßig betragen und, als sein Brotherr hierüber heftig geworden, hatte er trotzig seine Entlassung gefordert und war abgegangen.

„Wenigstens scheint er zu wissen, wer damals die Schuld hatte!“ sagte Herr Feldner zu seiner Frau, während er sich bereits anzog, denn er war ein sehr gutmütiger Mensch, und die Armen im Dorfe wußten das ganz genau.

„Geht nur voraus! Ich komme gleich nach!“ rief er zum Fenster hin.

„Ach, wenn der Herr so gut sein wollte!“ klang es innig erfreut. Man hörte, wie sich die Schritte der Frau entfernten.

Frau Feldner seufzte. Daß es auf das Kommen ihres Mannes abgesehen war, weil dieser doch keinen Rat erteilen konnte, bevor er die Kuh gesehen, war ihr klar, und sie bedauerte ihn, daß er wahrscheinlich die halbe Nacht werde opfern müssen.

„Du, Albert!“ sprach sie plötzlich, sich aufrichtend. „Weißt du, was mir einfällt? — Schulz wird doch nicht wissen, daß du das Rapsgeld noch im Hause hast, und läßt dich fortlocken, damit ich hier allein bleibe?“

Herr Feldner schwieg einen Augenblick. Sechstausend Mark hatte er vorgestern in der Stadt für gelieferten Raps erhalten und nicht, wie sonst gleich, auf der Bank eingezahlt, sondern heimgebracht, weil er sie einem Bekannten, der sie morgen abholen wollte, als Darlehen versprochen hatte. Er war für ungewöhnliche Körperstärke bekannt; der Gedanke lag nicht so fern, daß Leute, die auf bösen Wegen gingen, es nicht gern auf eine Begegnung mit ihm ankommen lassen wollten. Aber nach kurzer Überlegung schüttelte er mit dem Kopfe.

„Unsinn, Suschen!“ sprach er entschieden. „Schulz ist zwar ein rabiater Kerl, aber ein Spitzbube ist er nicht. Und wiederum, wenn sie andere Absichten auf uns hätten, würden sie nicht die Schulzin nach mir geschickt haben. Nein, nein! Schlaf' nur ruhig weiter! Ich gehe noch rasch mal ums Haus und sehe nach, ob alles in Ordnung ist.“

Frau Feldner mußte ihrem Manne recht geben und legte sich beruhigt wieder hin. Bald, nachdem er das Zimmer verlassen, hörte sie ihn an den Fensterladen klopfen und mit seiner tiefen, wohlwollenden Stimme sagen: „Alles in Frieden, Suschen! Gute Nacht!“

Der starke Mann schritt rüstig seines Weges. Die Nacht war stockdunkel, aber seine Augen waren geübt, die Finsternis zu durchdringen. Bald sah er eine Laterne schimmern, hörte Stimmen und trat in die kleine, strohgedeckte Hütte, die sich der Arbeiter Schulz als Kuhstall erbaut.

Die ganze Familie war hier versammelt. Die Kinder weinten, denn erstens hingen sie sehr an der Kuh, die das Wertstück ihres Hauses war, und zweitens war ihnen schon aufgereiht, was alles nicht gekauft werden könne, wenn die schöne wöchentliche Einnahme für Butter und Milch wegfiele: keine Wintermützen und Stiefel, keine Äpfel, kein Weizenmehl; außerdem gäbe es weder Schweineschlachten, noch Weihnachten. — Der Mann, der zusammengesunken auf einem umgestülpten Faß gesessen, erhob sich verlegen bei dem Erscheinen seines früheren Herrn, die Frau dankte ihm mit vielen herzlichen Worten, daß er gekommen, und ließ ihn zu dem kranken Tier treten. Schwer atmend, mit gesenktem Haupt, lag es auf den Knien. Herr Feldner untersuchte es mit Kennerblicken, während ihm die Krankheitsgeschichte erzählt wurde.

„Habt ihr einen Machandel-Schnaps im Hause?“ fragte er. „Holt ihn mal her; auch eine tiefe Schüssel!“

Der Mann wollte davonstolpern, aber die Kinder waren flinker und brachten das Verlangte. Herr Feldner flößte der Kuh den stärkenden Trank ein, der sichtlich belebte.

„Und nun bestreicht vier, fünf dicke Schwarzbrotschnitte ganz hoch mit Butter und Seife und schüttet so viel Wacholderbeeren darauf, als irgend dran kleben wollen. Das laßt sie zu sich nehmen, dann, denk' ich, steht sie morgen wieder auf.“

„Ach Gott, ach Gott! Herrchen, wenn das möglich wär'! Wie gut Sie bloß sind!“ sprach die Frau, vor Aufregung zitternd. Sie haschte nach Herrn Feldners Hand, um sie zu küssen, was er aber nicht zuließ. Die Kinder standen um die Mutter herum und konnten kein Auge von ihm lassen.

„Wacholderbeeren habt ihr doch im Hause?“ fragte er grimmig.

„Nein!“

„Nein? Natürlich! So etwas im Sommer einzusammeln — das ist ja überflüssig! Na, dann kommt nur mit oder schickt eines von den Gören mit, daß ihr bei uns welche kriegt.“

Damit griff er nach seinem Spazierstock und wandte sich zur Tür.

„Wir haben nicht einmal soviel Butter!“ klang hinter ihm leise die schüchterne Stimme der Frau.

Herr Feldner räusperte sich. Im stillen nahm er sich gleich vor, ihr auch die Butter geben zu lassen. Er erwartete, daß sie ihn begleiten würde, denn es war ihm bekannt, daß die Kinder ungebildeter Leute sich meistens im Dunkeln fürchten. Aber als er hinaustrat, bemerkte er die Gestalt des Mannes neben sich.

Dies war ihm sehr recht. Er schloß daraus, daß Schulz sich ihm gern wieder anfreunden wollte. Bisher hatte er zwar getan, als ob er ihn nicht sähe, aber jetzt fing er eine gemütliche Unterhaltung mit ihm an, auf die Schulz auch freudig, obwohl merkbar verlegen, einging. Zufällig schwiegen sie beide gerade, als sie sich Herrn Feldners Gehöft näherten und durch den Garten schritten.

Da hörten sie dicht am Hause unterdrückte halblaute Stimmen und blieben wie auf Verabredung stehen.

„Allein gehe ich nicht hinein; er ist zu stark!“ sagte jemand. „Und die Frau kommt womöglich auch noch! Ihr müßt mit . . .“

„Schafskopf! Werden sie denn gleich aufwachen? Sie schlafen doch in der anderen Stube!“ ertönte eine zweite Stimme.

Herr Feldner hatte begriffen, was vor sich ging. Auch unterschied er jetzt deutlich drei Gestalten vor dem Fenster des Eckzimmers. Sollte er sich in Schulz getäuscht haben? War dieser mit den Einbrechern im Komplott? Unwillkürlich ergriff er den Mann am Arm, was dieser aber gar nicht zu beachten schien. Er hatte sich vorgebeugt und lauschte auf das Gespräch der drei.

„Schließlich, wenn einer draußen bleibt, ist's auch genug!“ hörten sie jetzt sagen. „Wenn wir rufen, kommst du nach — verstanden?“

Jetzt erfolgte ein gedämpfter Krach. Die Diebe hatten mit einem Stemmeisen den Fensterladen gesprengt. Herr Feldner hielt mit einer Hand den Spazierstock fest umklammert, mit der anderen noch immer den Arm seines Begleiters. Er dachte mit Blitzesschnelle: Wenn zwei drinnen sind — mit dem dritten und Schulz werde ich fertig. Nur meine arme Frau, wenn sie den Schuften in die Hände läuft, ehe ich hinein kann . . .

In diesem Augenblick hatte sich Schulz mit einem Ruck vorwärts gestürzt, daß er fast frei gekommen wäre.

„Wollt ihr niederträchtige Bande wohl vom Hof!“ schrie er keuchend. Mit innerem Jubel begriff Feldner plötzlich, daß dieser ihm beistehen wollte, und schon hatte er ihn losgelassen, zwei der anderen am Kragen ergriffen,

indes Schulz sich auf den dritten warf. Ein minutenlanges, stummes Ringen folgte.

„Lassen Sie — mich los, Herr!" stammelte endlich der eine unter des Landmanns eiserner Faust. „Ich — ich will nach Hause."

„Laß mal erst sehen, wer du bist!" sprach Herr Feldner und brachte das Gesicht des Spitzbuben dem seinen ganz nahe. „Aha! — Und du? — Du scheinst ein Fremder zu sein! — Halt! Einer nach dem andern! — So! — Wo die Polizei euch morgen zu suchen hat, wissen wir ja!"

Es waren zwei übelbeleumdete Männer des Dorfes und ein auswärtiger Mann gewesen, dessen Namen von seinen Schuldgenossen leicht zu erfahren war.

Herr Feldner reichte seinem treuen Helfer die Hand und schüttelte die seine so lange, bis er sich plötzlich die Augen wischen mußte.

Schulz heulte auf.

„Wenn — wenn der Herr es noch einmal mit mir probieren wollen . . .", schluchzte er abgebrochen.

„Natürlich!" sagte Herr Feldner gerührt. „Gern genug, Schulz, das könnt Ihr mir glauben. Aber 'nun kommt!", fügte er, sich aufrichtend, hinzu. „Trinkt 'n Likör auf den Schreck, und dann wollen wir die Medizin für Eure Kuh zusammensuchen."

Frau Feldner hatte oft geseufzt, weil ihr Mann gar zu gutherzig sei und keine Bitte abschlagen könne, aber diese Nacht schickte sie doch ein inniges Dankgebet gen Himmel für seine Gutmütigkeit, die ihm und vielleicht auch ihr das Leben gerettet hatte.

Deutsche Spitzen stark gefragt.

Rembrandtkragen und Holbeinärmel.

Die Mode hat sich auf eines der wertvollsten deutschen Kunsthandwerke besonnen — auf die Spitzen. Mehr und mehr werden wir im Modebild des kommenden Winters wieder Spitzen finden. Spitzen am Abendkleid — Spitzen an der eleganten Nachmittagsbluse. Mit diesen Bestrebungen, die Spitzenindustrie wieder aufleben zu lassen, wird auch die Heimarbeit neue Arbeitsmöglichkeiten erhalten. Es ist ein sauer verdientes und ein karges Brot, das die Spitzen-Heimarbeiterin erwirbt. Und die vergangenen Jahre, in denen die Nachfrage nach Spitzen immer mehr zurückging, haben dazu beigetragen, auch das Los zahlreicher Heimarbeiterinnen immer mehr zu verschlechtern.

Seit dem Jahre 1910 besteht in Berlin die „Deutsche Spitzenschule", die seit ihrer Gründung unter dem Protektorat der Kronprinzessin Cecilie stand. Diese Deutsche Spitzenschule hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch Arbeitsschaffung einerseits und durch verbesserte Verdienstmöglichkeiten andererseits das Schicksal der deutschen Heimarbeiter zu bessern und darüber hinaus im allgemeinen zur Hebung der deutschen Spitzenindustrie beizutragen. In diesem Sinne ist die Gründung ein Wohlfahrtsunternehmen, das keinerlei eigenen Profit anstrebt.

Spitzenschule — der Name deutet darauf hin, daß hier Künstlerinnen der Spitzentechnik herangebildet werden. Doch die Lehrerinnen, denen diese Lehrtätigkeit obliegt, berichten, daß sich heute nur außerordentlich selten eine Schülerin meldet, die diese Art der deutschen Handarbeit erlernen möchte. Denn als Beruf wird Spitzenarbeiten heute nie mehr gewählt, weil die einzige Arbeitsmöglichkeit eben in mühseliger Heimarbeit besteht. Und als Liebhaberei, als private Handarbeit wird die Spitzentechnik nur noch sehr, sehr selten erlernt . . .

Aber die Hauptaufgabe der deutschen Spitzenschule liegt wie schon betont durchaus nicht auf dem Gebiete des Unterrichts, sondern vielmehr sieht sie ihren Hauptzweck in der Vergebung von Aufträgen an die deutsche Spitzen-Heimindustrie und zugleich im Verkauf der fertig gestellten Sachen. Ein Rundgang durch den Ausstellungsraum zeigt, wie hoch die Spitzenkunst in Deutschland entwickelt ist. Wunderwerke an Klöppel- und Filetarbeiten, grobe und feinste Qualitäten, Tüllapplikationen und Tüllstickereien sind auf den Tischen und in Glasvitrinen ausgebreitet.

Die Spitzenkunst erzählt von Tradition. Hauptsächlich alte deutsche Muster dienen als Vorwurf für Decken, Kissen, Kragen u. s. w. Besonders für die Filet- und Klöppel-Arbeiten eignen sich diese strengen altertümlichen Formen. Daneben findet man natürlich auch das Modernste, gerade, sehr schlichte Muster, die in jeden modernen Raum hineinpassen.

Auf der ersten Vorführung des neuen Deutschen Modeinstituts sah man u. a. ein schlichtes schwarzes Samtkleid, das mit einem herrlichen breiten Schulterkragen aus strengen altertümlichen Spitzen geschmückt war. Dieser Kragen war nach einem alten Rembrandtbilde nachgearbeitet. Jetzt thront er wieder im Ausstellungsraum der Deutschen Spitzenschule und zieht die bewundernden Blicke der Besucher auf sich.

Doch der Rembrandtkragen ist nicht das einzige Stück der Ausstellung, das in seiner Originalität Beachtung verdient. Auch die Holbein-Ärmel sind interessant, man glaubt gar nicht, daß dies Modell auf ein so ehrfürchtiges Alter zurückblickt, denn es ist ebenfalls nach einem alten Bilde des Meisters geschaffen. Ärmel aus weißem Leinen, die vom Handgelenk bis zum Ellbogen reichen und als Ergänzung zu einem schwarzen Tuchkleid gedacht sind. Die Stickerei an Manschette und Handgelenk ist besonders interessant, weil sie in einem altdeutschen Stich ausgeführt ist, der auf beiden Seiten des Stoffes gleich aussieht.

Da ist eine besonders kunstvolle Filetarbeit mit vielen, vielen verschiedenen Sticharten durchzogen, Blumen und Tiergestalten als Vorwurf. Dieses „Vierländer Brautfilet" wird noch heute in den Vierlanden bei Trauungen in alten Dorfkirchen über die Bank gebreitet, auf der das Brautpaar vor dem Altar niederkniet.

Auch Albrecht Dürer ist mit einem Entwurf vertreten. Es sind drei runde Klöppeldecken, zwei größere und ein kleineres, die in der Mitte Vater, Mutter und Kind, jedes auf einem Deckchen darstellen.

Spitzen werben für sich . . . Möge die deutsche Frau wieder den Spitzen ihre Liebe schenken, wie es in früheren Zeiten der Fall war.



Bunte Chronik

Briefwaage mit Porto-Anzeiger.

Die Deutsche Reichspost, die stets bemüht ist, ihren Kunden in jeder Beziehung entgegenzukommen, hat eine neue Erfindung eingeführt. In einem großen Berliner Postamt ist eine Briefwaage aufgestellt worden, die über der Skala, die das Gewicht anzeigt, eine zweite Skala aufweist, auf der man ablesen kann, wieviel Porto man auf den Brief kleben muß. Diese neue Briefwaage wird den ungeteilten Beifall des Publikums finden. Man erspart viel Zeit, wenn man nicht mehr das Gebührenheftchen hervorholen muß, um nachzusehen, wie hoch der Brief frankiert werden muß.



Lustige Ecke

Sowieso.



„Ich habe gehört, Lehmanns haben dich gestern direkt hinausgeworfen?"

„Ach, das ist nur Gerede. Ich wäre sowieso gleich gegangen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.